

Sächsische Volkszeitung

Erscheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljähr. 1 M. 50 Pf. (ohne Postgebühren).
Post-Verstellnummer 6858.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

**Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.**
Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die 6gespaltene Petitzelle oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.
Fernsprecher: Amt L. Nr. 1366.

Nr. 16.

Mittwoch, den 21. Januar 1903.

2. Jahrgang.

Zentrum und Sozialdemokratie in der Frage des Maximalarbeitstages.

Der preussische Handelsminister Müller hat sich in der vorigen Woche in Köln als entschiedener Gegner eines Maximalarbeitstages bekannt. Demgegenüber erklärte sofort der amwesende Zentrumsabgeordnete Justizrat Trimborn-Köln (nach dem Berichte der „Köln. Volkszeitung“ Nr. 36), daß Herr Müller hinsichtlich der Beurteilung des Maximalarbeitstages zu weit gegangen sei; er könne ihm die Versicherung geben, daß man ihm nächstens im Parlament die Antwort darauf nicht schuldig bleiben werde. Obwohl diese Erklärung an Deutlichkeit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt und Hg. Trimborn ausdrücklich beigefügt hatte, daß er nur mit Rücksicht auf den Charakter der Festversammlung auf eine ausführlichere Entgegnung verzichtete, wird diese Erklärung in sozialdemokratischen Blättern als „nichtsagend“ bezeichnet und gegen das Zentrum überhaupt auszubringen gesucht. Es wird nicht das letzte Mal in der bevorstehenden Wahlkampagne sein, daß die sozialdemokratische Presse das Zentrum hinsichtlich seiner Stellung zum Maximalarbeitstag verdächtigen und die Partei der Genossen auch in dieser Frage als alleinige wahre Arbeiterfreundin anpreisen wird. Daher kann es nichts schaden, zum mindesten die unansehnlichen Tatsachen festzustellen.

Das Zentrum steht auf dem Boden des gesetzlichen Maximalarbeitstages und ist bereits 1884 und 1890 für den allgemeinen 11-Stundentag in Fabriken eingetreten. Es hatte die Genehmigung, daß 1890 wenigstens der 11-Stundentag für Arbeiterinnen erreicht wurde. 1894 nahm dann das Zentrum die Forderung des allgemeinen Maximalarbeitstages für Fabriken wieder auf, und da der 11-Stundentag absolut keine Aussicht auf Verwirklichung hatte, setzte es einen Antrag auf Veranstaltung von Erhebungen durch, die dann auch teilweise zur Ausführung kamen, aber erfolglos blieben. Persönlich hat u. a. der Hg. Dr. Hise wiederholt erklärt, daß er auch den 11-Stundentag heute für möglich und wünschenswert erachte. 1896 hat das Zentrum sodann die Forderung der höchstens 6 1/2 Stunden Arbeitszeit für die Woche (10 1/2 Stunden täglich) vertreten, und als dieser Antrag abgelehnt wurde, wenigstens einen Antrag auf Erhebungen über die Arbeitszeit in gesundheitschädlichen Betrieben und auf Erlass entsprechender Verordnungen durchgesetzt. Letztere hat das Zentrum auch seitdem immer wieder nachdrücklich verlangt, mit der Wirkung, daß mehrere solcher Verordnungen zur Regelung der Arbeitszeit inzwischen ergangen, andere in Vorbereitung sind. So hat das Zentrum doch wenigstens manche Fortschritte erreicht.

Was haben dagegen die Sozialdemokraten in dieser Frage geleistet? Alljährlich sind sie immer wieder mit ihrem „Achtstundentag“ aufmarschiert, unbekümmert darum, ob sie auf diesem Wege etwas erreichten, wenn sie

nur mit ihren Forderungen andere Parteien übertrumpfen und damit die Massen aufheben konnten. Wäre das Zentrum nicht klüger gewesen und allmählich vorgegangen, so könnten sich die Arbeiter bei der Sozialdemokratie dafür bedanken, daß man bis heute noch keinen Schritt weiter gekommen wäre. Bei dieser erfolglosen Taktik ist es aber den Genossen selbst schließlich etwas unbehaglich geworden, denn Ende 1900 rückten sie auf einmal ganz unvermutet mit der bescheidenen Forderung eines — Zehnstundentages für Arbeiterinnen heraus (Antrag Albrecht und Gen. vom 29. Nov. 1900), verlegten also ihren bisher so hartnäckig festgehaltenen „Alles oder Nichts“-Standpunkt. Damit haben die Sozialdemokraten aber auch — ohne es zu wollen — zugegeben, daß der Weg der richtige sei, den das Zentrum von Anfang an eingeschlagen und auf dem es schon längst manche Erfolge erzielt hat. Auf diesem Wege wird das Zentrum fortfahren, bis — trotz der erwähnten ministeriellen Abneigung — ein angemessener Maximalarbeitstag auch für alle erwachsenen männlichen Arbeiter erreicht ist. Für die Arbeiter aber ergibt sich auch hieraus die Frage, ob sie der erfolgreichen und erfolgversprechenden Sozialpolitik des Zentrums mehr Vertrauen schenken wollen oder den prahlerischen, agitatorischen Zwecken dienenden Forderungen der Sozialdemokratie. Möge jeder einsichtige Arbeiter, der sich nicht durch das öde „Protzreden“ betören läßt, diese Frage bei den nächsten Wahlen beantworten und dieselben zu einer großen Vertrauensfundgebung für unser bewährtes Zentrum gestalten helfen.

Die Toleranz in katholischen und protestantischen Gegenden.

K. Rom Rhein, 16. Jan., schreibt man der „Sächs. Volksztg.“: Wir haben bisweilen Gelegenheit, die Ansichten der sächsischen liberalen Presse gegen das neugegründete Zentrumsblatt, die „Sächs. Volksztg.“, zu verfolgen und müssen gestehen, einen besseren Beweis für die Notwendigkeit eines solchen Blattes für die katholische Sache, wie die „Sächs. Volksztg.“, kann man sich gar nicht denken, als eben jene feindsüchtigen Angriffe. Wenn ein Unparteiischer, wie wir, die Büttausdrücke der verschiedensten Blätter gegen die „Sächs. Volksztg.“ liest, dann muß er zu dem Schluß kommen, daß es nichts anderes ist als der Jörn des Antokrates gegen einen, der auch mal seine Meinung zu sagen wagt. Bisher hatte ja die liberale Presse in Sachen die Alleinherrschaft, wer hätte sich da denken können, daß auch die Katholiken sich einmal herausnehmen würden, etwas mitzureden zu dürfen. Sie haben es gewagt, und nun kommt über sie der Jörn derer der „Chemnitzer Allg. Ztg.“, „Leipziger Ztg.“, „Dresdner Nachr.“, der „Freiburger Ztg.“, „Freiburger Anzeiger“ usw., ja selbst weit über die Grenzen Sachsens hinaus.

Es gibt ja gewisse Leute, denen schon die Existenz der Katholiken eine Verleumdung des „evangelischen

Gefühles“ und eine „Störung des konfessionellen Friedens“ ist, deshalb konnten wir uns schon nicht mehr wundern, als wir am 15. Dezember v. J. in der „Chemnitzer Allg. Ztg.“ den sonderbaren Satz lasen: „Wer stört dem konfessionellen Frieden in Sachsen, wer hielt es denn für nötig, in dem fast rein evangelischen Sachsen ein Zentrumsblatt zu gründen zur Vertretung nicht etwa der kirchlich-katholischen, sondern der politisch-katholischen, der Zentrumsinteressen, und wer bringt es fertig, bei den kommenden Wahlen eigene Zählkandidaten aufzustellen? Die solches taten und tun, sind das etwa nicht prinzipielle Störenfriede des konfessionellen Friedens im Lande? Vor solchen Leuten zu warnen, ist unser gutes Recht nicht nur, sondern unsere Pflicht.“

Ganz recht. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Dasselbe, was hier die „Chemnitzer Allg. Ztg.“ gegen die „Sächs. Volksztg.“ aufbringt, könnte in allen katholischen Ländern und Gegenden gegen die Protestanten angewandt werden. Es ist wirklich nach unsern eigenen Begriffen und Erfahrungen am Rhein eine geradezu unbeschreibliche Unverfrorenheit, auch nur ein Wort des Unwillens und der Verwunderung darüber verkünden zu lassen, daß in einem Lande von 4 Millionen Einwohnern und darunter über 200000 Katholiken eine einzige katholische Zeitung gegründet wird. Hierzulande müssen in jedem größeren Orte von fünf bis sechs katholischen wenigstens 2 oder 3 protestantische Zeitungen sein.

Erst durch die „Chemnitzer Allg. Ztg.“ sind wir jetzt darauf aufmerksam geworden, daß das eigentlich eine — Freiheit, wollte sagen eine Störung des konfessionellen Friedens sei. Aber man muß es der „Chemnitzer Allg. Ztg.“ zugute halten, denn sie ist so verblendet in ihrem Protestantismus, daß sie gar keine Ahnung hat, wie es die Protestanten in rein katholischen Ländern machen. Ihre Leser glauben es ja auch, aber andere, wie wir, müssen darüber lachen. Also eine einzige katholische Zeitung in einem Lande von 4 Millionen ein „prinzipieller Störenfried des konfessionellen Friedens“! Da steht man, in welchem Lande der Grundfay herrscht! Wo wir in der Mehrheit sind, kennen wir keine Toleranz.

Die „Dresdner Nachr.“ haben am allerwenigsten Ursache, die Katholiken auf die „Gewissenspflicht gegen des Königs Majestät“ und auf die „schuldige Rücksicht, die dem soartigen Vertrauensverhältnis zwischen katholischen Kirchen und protestantischem Volke die katholische Minorität schuldig ist“, hinzuweisen. Diese Mahnung klingt wie ein Hohn angesichts der Dinge, die gerade von anderer Seite augenblicklich gegen daselbe Königshaus geschleudert wird, gegen das der Artikelredakteur der „Dresdner Nachr.“ äußerlich voll Ehrerbietung überfließt.

Wir möchten nun auch noch ein Wort über den „Freiburger Anzeiger“ sagen. In seinem „Leitartikel“ vom 27. Dez. v. J. stimmt er in das Geschrei der übrigen Presse mit ein, um die „Sächs. Volksztg.“ totzu-

Im Goldfieber.

Ein Roman aus dem Kapland.

Von Erich Fricke.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)
Sanft löst Paul ihre Hände von seinem Nacken.
„Du bist so aufgeregter, mein Lieb! Gewiß war es freundlich von Deinem Vormund, mich einzuladen. Komm, beruhige Dich nur!“
Er zieht sie neben sich aufs Sofa und blickt liebevoll in das glühende Gesichtchen.
„Seid Ihr einig?“ flüsterte Irene erregt. „Können wir bald heiraten?“
„Noch nicht so bald, mein Lieb. Lord Roberts scheint eine äußerst zurückhaltende Natur zu sein. Er trägt das Herz nicht auf der Zunge. Er meint, Du seiest eine reiche Erbin.“
„Still, still!“ gebietet sie, ihm neckisch den Mund zuhaltend. „Was mir gehört, gehört auch Dir. Ach, wie freue ich mich, wenn wir uns unser Heim einrichten! Sieh, ich hatte nie ein eigentliches Heim! Mein guter Vater war fast nie zu Hause. Die vielen Streifzüge ins Innere Südafrikas — er als Offizier mußte stets dabei sein. Aber nun wird das anders werden! Ich führe Dir den Haushalt, bereite Dir den Thee, erwarte Dich abends, wenn Du milde und abgespant aus Deinem Bureau kommst — o herrlich! Herrlich!“
Und das impulsive Mädchen breitet in höchster Ekstase beide Arme aus, als wolle sie die ganze Welt ans Herz drücken.
Da öffnet sich abermals die Tür.
Mit ihrem leisen, fast unhörbaren Schritten tritt Lady Elisabeth ein.
„O, liebe, liebe Elisabeth!“ ruft Irene, die Freundin näherziehend. „Sieh, dies ist mein Bräutigam, Paul van Gylpen! Dein Bruder hat ihn eingeladen. Du wärest ihm niemals aufgefördert, uns zu besuchen!“

Peinlichste Verlegenheit malte sich in den Zügen der Dame.
„Wie gern hät' ich's getan, Kind — aber ich wußt' nicht, ob ich's durfte. Herzlich willkommen, Herr van Gylpen!“
Ein Diener meldet, das Dinner sei serviert.
Da kehrt auch Lord Roberts gerade wieder zurück; höflich reicht er Irene den Arm. Paul und Lady Elisabeth folgen.
Das Mittagmahl verläuft äußerst anregend.
Lord Roberts ist augenscheinlich bemüht, Paul van Gylpen ins günstigste Licht zu stellen. Mit großem Geschick weiß er die Unterhaltung auf solche Themen hinüberzuführen, welche dem jungen Rechtsanwalt besonders ge-läufig sein müssen.
Paul ist kein redogewandter Mensch; auch verfügt er über keinen großen Vorrat an Wit und Witz.
Trotzdem — angeregt durch Lord Roberts' feurige Weine und die zärtlichen Blicke aus Irezens dunklen Augen, spricht er lebhaft, klug und unterhaltend. Und die offene Pareslosigkeit, die naive Ursprünglichkeit, welche diesem Vorkriegsjüngling in so hohem Maße eigen sind, machen seine Unterhaltung noch anziehender.
Zu schnell für alle Beteiligten ist das Dinner vorüber.
Während die Herren noch sitzen bleiben, um sich eine Cigarre anzuzünden, ziehen die beiden Damen sich in den Salon zurück.
Irene's ganzes Antlitz strahlt vor Glück. Lady Elisabeth hingegen ist noch bleicher und stiller als sonst.
Irene's zärtlichem Bestreben weicht sie aus. Sie habe Kopfschmerz — nichts weiter.
Doch das warnherzige Mädchen läßt nicht nach mit Bitten.
„Ich weiß doch, daß Dich etwas quält, Elisabeth; ich sehe es Dir ja an.“
Da schlingt plötzlich die sonst so zurückhaltende Dame laut aufschluchzend beide Arme um den Nacken der Freundin und bricht in Tränen aus.

„Elisabeth! Was ist Dir?“
„Ach, Irene, Irene!“
Und Lady Elisabeth schluchzt, als wolle ihr das Herz brechen.
„Ärztlich, sanft beruhigend, wie einem Kinde, streichelt Irene den an ihrer Brust ruhenden, grauen Kopf.“
„Versprich mir eins, Irene!“
„Gewiß, Liebste, was soll ich dem versprechen? Du ängstigt mich!“
„Bitte meinen Bruder um seine sofortige Einwilligung zu Deiner Verbindung mit Paul van Gylpen!“
„Aber er willigt ja ein, Elisabeth!“
„Nein, nein — Du kennst ihn nicht!“
„Und wenn er also nicht einwilligt?“
„So heirate Paul sobald wie möglich — auch ohne die Einwilligung meines Bruders!“
„Aufs höchste betroffen blickt Irene der Tief-Gelegten ins tränenfeuchte Antlitz.“
„Elisabeth! Ich begreife Dich nicht!“
Mit Aufbietung aller ihrer schwachen Kräfte springt Lady Elisabeth empor.
„Irene, Irene!“ ruft sie mit einer bei ihr sonst ganz fremden Leidenschaft. „Du weißt ja nicht, wie teuer Du mir bist. Ich liebe Dich nicht wie eine Freundin; ich liebe Dich, wie eine Mutter ihr Kind liebt — ihr ein und alles auf der ganzen Welt! Ich beschwöre Dich, beachte meine Worte! Heirate Paul van Gylpen! Als sein Weib droht Dir keine Gefahr mehr. An seiner Seite bist Du sicher. O Irene, teures Kind, höre auf mich!“
Auch Irene hat sich erhoben, ihre Augen werden immer größer.
„Elisabeth, Du hast einen bestimmten Grund zu diesen Worten?“
„Ja, ja!“
„Bist Du ihm mir nicht neumen?“
„Nein, nein!“
„Warum nicht?“
(Fortsetzung folgt.)

